

Wilfried Stroh:

Nachkriegserinnerungen an das Adolf-Schlatter-Haus

Wenn Kriegsgetümmel, Kriegsgeschrei
endlich nach langer Zeit vorbei,
dann muss das Land in schweren Tagen
seufzend die bittere Not ertragen. [...]
Da ist dies ein gesegnet Haus,
wo Freud' und Lieb' nicht gingen aus.

Mit diesen etwas ungelassenen Versen auf ein gesegnetes Haus beginnt einer der ersten Einträge (Juni 1946, Marie Luise Weiss) im Gästebuch meiner damals soeben ins Schlatterhaus eingezogenen Eltern. Nach Kriegsgetümmel war mein Vater Hans Stroh aus polnischer Gefangenschaft zurückgekehrt, war zum Tübinger Studentenpfarrer eingesetzt worden – aber die bittere Not ging nicht so bald zu Ende. Meine erste Erinnerung an das Schlatterhaus verbindet sich mit dem unangenehm süßen Geruch der dort eingelagerten Saurüben, die uns zur Nahrung dienen sollten. Dann gab es auch noch ein zwar weniger riechendes, aber fast ebenso übel schmeckendes „Schwabenfrühstück“ – welche Schmach dieser Name für unsere schwäbische Heimat! Fleisch gab es in diesen ersten Jahren so gut wie überhaupt nicht, ausgenommen die Stallhasen aus eigener Zucht, aber nur, wenn hoher Besuch da war. Zum Beispiel bei der von meinen Eltern ausgerichteten Hochzeit eines adeligen Paares; die Braut hieß angeblich „von Paris“, in Wirklichkeit aber Inge Zwiebel, eine ausgekochte Hochstaplerin, die auch bald nach dem Verzehr unseres Hasen im Gefängnis landete.

In selbigem Gottvertrauen verköstigten und beherbergten meine Eltern, so gut es ging, jeden, der sich an sie wandte: ob Landesbischof oder Bettler, Kommunist oder ehemaliger SS-Offizier, ganz besonders gerne natürlich die internationalen Freunde von der Oxford-Gruppe oder MRA (Moral Re-Armament, Moralische Aufrüstung), der mein Vater schon seit den Dreißigerjahren anhing und die uns mit ihren Musicalschlagern am Klavier erbauten: „Watcha gonna do, Mister“ oder „Take the Spirit of the West wherever you go“ – Melodien, die mir heute noch nachgehen. Weniger angenehm war mir, dass wir nach Brauch der MRA vor dem Frühstück eine „Stille Zeit“ zu machen hatten, in der wir auf Gottes Weisungen horchen und diese dann austauschen sollten. Ich hatte immer Angst, er würde mir nichts eingeben – während meine Eltern als theologische Profis da keine Probleme hatten.

Gerade in ein Adolf-Schlatter-Haus zu ziehen, musste meinem Vater eine besondere Freude sein. Als Mitglied des von den Nazis dann aufgehobenen DCSV kannte er das Haus seit alten Tagen; und der Name von Professor Adolf Schlatter war in unserer Familie immer ein geheiligter. Mein Vater bewunderte bei seinem alten Lehrer die Verbindung von herzlicher Frömmigkeit und tiefdringendem Forschungsgeist. Noch in späten Jahren motivierte er, auch mit finanzieller Förderung, einen jungen Gelehrten dazu, die große, wahrhaft lesenswerte Schlatter-Biographie zu schreiben; und einige von Schlatters Büchern hat er auch selbst neu herausgegeben. Nur das machte ihn bedenklich, dass Schlatter und seine Schule einst nicht entschieden genug dem jüdenfeindlichen Ungeist widerstanden hatten. Für uns hatte der Name Schlatter natürlich keine Heiligkeit. Als ich später von 1959 an gerne die studentische Kantine des Schlatterhauses besuchte, da gebrauchten wir dafür ein respektlos neugebildetes Verbum: „Gehen wir in die Mensa oder gehen wir schlattern?“ Das verdross meinen Vater, besonders als er auch noch von „nachschlattern“ hörte. Dies bezog sich darauf, dass man im Schlatterhaus, nach Weisung von Fräulein Reich, einem lieben Erbstück noch aus der Nachkriegszeit, im Gegensatz zur ordinären Mensa gegen den geringen Aufpreis von zehn Pfennig einen Nachschlag bekommen konnte. Aber was ist schon ein ordinärer Nachschlag gegen das geradezu lautmalersche Nachschlattern!

Meine besondere Dankbarkeit gegenüber dem Schlatterhaus habe ich aber fast einem Zufall zuzuschreiben. Aus Mangel an Kohle hatte das damalige Städtische Schauspielhaus Tübingen, heute Landestheater Württemberg-Hohenzollern, keinen eigenen Probenraum, so dass man in den geheizten Saal des auch den Musen geöffneten Schlatterhauses auswich. Welche Faszination schon für den Sechsjährigen! Die erste Probe zwar, die ich sah, empörte mich. Das sollte eine Kindervorstellung von „Max und Moritz“ geben, und dabei tummelten sich auf der Probephühne zwei junge Damen und ein Mann. Aber man belehrte mich, dass dieser nur der Regisseur sei und dass die Mädels nachher schon wie Buben aussehen würden. Sonst kann ich mich an Frauen nicht erinnern, wohl aber an ehemals große männliche Mimen von Bühne und Leinwand, die es damals, der Himmel weiß wie, nach Tübingen verschlagen hatte, bis sie nach der Währungsreform an besser beheizte und betuchte Staatstheater kamen. Da war als schon gereifter Charakterdarsteller Theodor Loos, der Hölderlins Empedokles und Schillers Philipp agierte, da war für die mittleren Jahrgänge Waldemar Leitgeb, und da war schließlich der noch junge Jaspar von Oertzen, später einmal auch Mitbegründer der Grünen, der sich rührend meiner annahm und mir an Hand von Knittels „Via Mala“ – auch ein Impuls, Latein zu lernen – zum ersten Mal den Konflikt von Liebe und Pflicht erläuterte. Mehr als jedem Deutschunterricht verdanke ich diesen Proben im Schlatterhaus eine lebenslange Freude an Literatur und Theaterspiel.

Wilfried Stroh,
geb. 26.12.1939,
von 1946-1951 wohnhaft im Adolf-Schlatter-Haus,
von 1959 bis 1964 Student an der Universität Tübingen u.a.,
von 1976 bis 2005 ord. Professor für Klassische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.